

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 9 (1933-1934)
Heft: 12

Artikel: Die Geschichte mit dem Regulator [Schluss]
Autor: Zaugg, Richard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066022>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE GESCHICHTE mit dem Regulator

Von Richard Zaugg

(Schluss)

Jean Lioba war Philosoph genug, um zu wissen, dass in dem Geschwätz der geistig Unmündigen ebensoviel Weisheit steckt, wie in den Äusserungen von Gelehrten. Er hätte unter andern Umständen eine Unterhaltung mit Herrn Schüepp durchaus geschätzt, aber in der augenblicklichen Verfassung fehlte ihm die Geduld dazu. Er verstand kein Wort von dem zutraulichen Geplauder, und er wollte keines verstehen. Als Herr Schüepp, der ihm den Eingang zu seinem Zimmer versperrte, zum erstenmal innehielt, packte er das Mannli unversehens am Kragen, hob ihn in die Luft und stellte ihn freundschaftlich so zu Boden, dass der Weg frei wurde. Er ging in das Zimmer und schloss kurzerhand die Türe hinter sich zu. Aber die Ruhe, die ihm bitter not tat, fand er nicht. Er hörte das Telephon klingeln, kurz darauf pochte das Mannli an die Türe.

«Ein Fräulein wünscht Sie zu sprechen, Doktor. Ich habe ihr gleich gesagt, Sie seien nicht ganz bock. Kollegen müssen einander helfen. Ich habe ihr angegeben, Sie haben da einen Gurkensalat zu Mittag gegessen und sich übertan, wie es bei der Hitze geht, aber das Fräulein hat kein Musikgehör, obstinat wie die Frauen sind.»

Miggi war am Apparat.

«Ich wollte nur wissen, ob Du schon zu Hause bist. Ich komme gleich zu Dir.»

«Nein», antwortete Lioba, «jetzt sollst Du nicht kommen, mir bleibt noch einiges zu tun. Ich erwarte Dich morgen 6 Uhr abends am Bellevueplatz.»

Miggi wusste wohl, wie es Lioba bei ihrem Vater ergangen war, aber sie er-

sparte sich jeden Trost, verzichtete auf jede Liebesbeteuerung und verlangte keinerlei Erklärung dafür, weshalb Lioba sie jetzt nicht sehen wollte. Womit sie bewies, was für ein vorzügliches Menschenkind sie war und welch verständige Frau sie zu werden versprach.

«Gut», stimmte sie bei, freundlich und selbstverständlich, «morgen 6 Uhr abends am Bellevueplatz.»

Lioba legte den Rock ab und zog den weissen Laboratoriumskittel an, der seit seiner letzten Begegnung mit Pagano-vitsch unbenützt im Kasten hing. Jetzt sah er sich wieder vor eine Aufgabe gestellt, die, obschon nicht philosophischer Natur, doch die Anspannung seiner ganzen Kraft verlangte. Er setzte sich in den Lehnstuhl. Dass er Miggi heiraten würde, ob mit oder ohne Zustimmung Rappolds, war klar. Da lag kein Problem. Dass er es offenbar ohne die Einwilligung des Vaters tun musste, schmerzte ihn. Er verzichtete ungern auf die Sympathie von Herrn Rappold, dem er, so weltverschieden ihre Charaktere waren, eine gewisse Achtung nicht versagen konnte, und für den er, trotz der Gegensätzlichkeit ihrer Interessen, eine schwer zu erklärende, aber nicht zu bestreitende Zuneigung empfand. Der Verzicht fiel ihm schwer, doch war er tragbar. Aber etwas in den Beziehungen zwischen ihm und seinem zukünftigen, willigen oder unwilligen Schwiegervater musste unter allen Umständen geändert werden. Das verlangte seine Würde, aber auch Miggi war er es schuldig.

Rappold hatte ihn wie einen Schulbuben behandelt. So war ihm noch keiner gekommen. Das konnte er sich nicht

bieten lassen. Rappold beachtete ihn bis vor kurzem kaum. Seine Besuche hatten Frau Rappold gegolten und Miggi. Natürlich Miggi, obschon sie selten dabei gewesen war. Rappold hatte sich erst von dem Tag an um ihn gekümmert, an dem er ihm anbot, Verwaltungsrat in der Gefizag zu werden. Er hatte ihm den Gefallen getan, nicht weil ihn die Ehre lockte und nicht weil er sich einen Gewinn davon versprach, sondern, das wusste er jetzt, ausschliesslich um die Verbindung auch mit dem Herrn des Hauses Rappold enger zu knüpfen. Und so wurde ihm nun die Gefälligkeit vergolten. Das hatte er nicht verdient. Wirklich nicht?

Lioba sah die kleine Welt, die ihn umgab, auf einen Schlag in einem andern Licht, wie es Menschen geht, die unvermittelt vor einer völlig neuen Erkenntnis stehen: die Marmorplatte auf dem Waschtisch, das Prunkbett mit den vier Messingkugeln, den grünen Filzeinsatz des Schreibtisches und das Porträt der jüdischen Grossmutter, das er vor einem halben Jahr als symbolische Wiedergutmachung des Unrechts, welches dieser Kategorie verstorbener Matronen widerfährt, erworben hatte. Aber während solche Erleuchtungen bei den meisten Leuten nur den Erfolg haben, dass sie in ihrer Umgebung bisher unbeachtete Mängel entdecken und sie sich entschliessen, das Wohnzimmer neu tapezieren zu lassen, die Beethoven-Büste durch einen Oeldruck zu ersetzen, oder sich von ihrer Frau scheiden zu lassen, sah Lioba klar, dass das, was geändert werden musste, nicht die Umwelt, sondern er selber war. Er hatte sich in dieser Gefizag-Sache als Strohhalm gebrauchen lassen. Er war sich dessen bei der Übernahme des Verwaltungsratssitzes nicht bewusst gewesen. Eine faule Entschuldigung! Erstens stimmte sie nicht und zweitens, wenn er, Lioba, wirklich nicht einmal gemerkt hatte, wozu er sich hergab, um so beschämender für ihn. Es war ein unmissverständliches Zeichen der Geringschätzung, dass Rappold es

wagte, ihm diese Rolle anzutragen. Damals hätte er sich zur Wehr setzen sollen. Aber, dass ihn Rappold verachtete, nachdem er sich zu seinem Werkzeug erniedrigen liess, konnte er ihm wahrhaftig nicht verdenken. Ein trauriger Vater, der die Zukunft seiner Tochter in die Hände eines Strohhalmes gibt. Es war jetzt halb sechs Uhr. Wenn er die Strassenbahn benutzte, konnte er Rappold noch im Geschäft treffen.

* * *

Die Bank Rappold & Co. nimmt den ganzen ersten Stock eines weitläufigen Geschäftshauses der City in Anspruch. Sie ist zugleich Geschäftsstelle von mindestens einem Dutzend Firmen, die Rappold kontrolliert und deren Messingbilder die Eingangstüre würdig dekorieren. Die Schalterhalle wirkte auf Lioba eher dürftig. Den Herren und Damen, die er hinter dem Glas beschäftigt sah, merkte man den starken Willen, der sie regierte, an. Sie machten ihm den Eindruck von Einzelgängern, die sich, um die Gunst ihres Prinzipals bemüht, gegenseitig misstrauten und bespitzelten. Alle schienen unzufrieden, aber es war, als ob sie selbst diese Unzufriedenheit nicht zu zeigen wagten. Ein rothaariger Stift, der im Hintergrund verstohlen in eine vollsaftige Birne biss, schien die einzige noch ungebrochene Persönlichkeit. Lioba sympathisierte mit dem jungen Mann und gestand einer Angestellten, die ihn nach seinem Anliegen fragte, den Wunsch, Herrn Rappold zu sprechen. Das Fräulein machte ein sehr bedenkliches Gesicht.

«Wahrscheinlich ist Herr Rappold nicht mehr da, und wenn er noch da ist, hat er bestimmt eine Sitzung, aber auf alle Fälle will ich Sie melden.» Lioba wurde sofort zugelassen.

Die Räumlichkeit, die er nun betrat, machte allerdings keinen schäbigen Eindruck. Das Zimmer war nicht mehr als Bureau anzusprechen, es war ein Saal. Den Eintretenden trennten mindestens 30 Schritte von dem festungsähnlichen

Eichenpult, hinter dem Herr Rappold sass. Während dieser 30 Schritte über den dicken Perserteppich mochte schon manchem Klienten das Herz in die Hosen gefallen sein. Herr Rappold erhob sich, streckte Lioba herzlich die Rechte hin und bat ihn, sich ihm gegenüber in einen bequemen Stuhl zu setzen, der gross genug war, aber neben dem mächtigen Sessel, den Rappold inne hatte, klein und hässlich wirkte.

Väterlich begann Herr Rappold die Unterredung.

«Nehmen Sie die Sache nicht zu schwer, Herr Doktor! Wenn es Ihnen wohl tut, kann ich es Ihnen sagen: Mir selbst ist einmal etwas ganz Ähnliches passiert, nur dass ich mir damals den Korb nicht vom Vater, sondern gleich von der Tochter selbst holte. Das ist doch eigentlich noch schlimmer, nicht? Ich war sprachlos und im Begriff, unglücklich zu werden. Aber dann riss ich mich zusammen, kaufte mir ein Auto und bin in einer Wut 14 Tage lang in der Welt herumgegendelt. Damals, 1911, war das noch etwas, ein Auto, nicht wie heute, wo jeder Ausläufer seinen Schnapper hat. Ich gondle also in der Welt herum und auf einmal – päng! – ist das Unglück geschehen. Ich bin richtig gefahren, mein Schwager, das heisst damals noch nicht mein Schwager, falsch, und der Zusammenstoss war fertig. Die Wagen waren ruiniert, aber Tote hat es keine gegeben. Man hat sich zu jener Zeit noch mit weniger Tempo begnügt. Ich sprach mich mit meinem Schwager, das heisst eben damals war er noch nicht mein Schwager, darüber aus, wie der Schaden zustande gekommen ist und wer ihn trägt. Wir waren bald einig. Dem armen Kerl stak der Schreck noch zu tief in den Knochen, um mir zu widersprechen. Und da sah ich erst, dass in seinem Auto ein junges Mädchen liegt, tief in Ohnmacht. Es muss einer der letzten Fälle gewesen sein, wo ein junges Mädchen in Ohnmacht gefallen ist. Heute ist das ja nicht mehr modern. Übrigens schon damals nicht mehr, aber

meine Frau war immer romantisch. Also kurz und gut, ich verlobte mich noch an jenem Abend mit meiner Frau, das heisst mit eben jenem jungen Mädchen. Sie hatte den Eindruck, dass ich ihr gewissermassen das Leben gerettet habe, nur weil ich der erste Mensch war, den sie sah, als sie die Augen aufschlug. Und es hätte noch schlimmer herauskommen können, glauben Sie mir! Meine Frau ist gar nicht so übel, auch wenn sie zu oft in Vorträge läuft, zu viele Bücher liest und mir das Haus mit Spinnbrüdern dekoriert. Aber jeder Mensch hat schliesslich seine Schwächen. Ich auch. Nehmen Sie ein Beispiel an mir. Ende gut, alles gut! Es braucht ja kein Auto zu sein. Es sind schon viele junge Leute über einem Auto gestrauchelt. Aber gönnen Sie sich eine Freude, die Sie sich leisten können. Eine Reise durch die Schweiz «Alles inbegriffen», oder was Ihnen sonst Spass macht und zu Ihren pekuniären Verhältnissen passt. Noch besser: Vergessen Sie die Liebe ganz, stürzen Sie sich in die Arbeit! Krise? Was! Es gibt auch heute noch für einen unternehmenden jungen Mann Möglichkeiten genug. Erst gestern ist ein Ingenieur bei mir gewesen, ein junger Kerl in Ihrem Alter, und hat mir einen ausgezeichneten Vorschlag unterbreitet. Eine neue Methode in der Kunststeinfabrikation. Die Sache hat Hand und Fuss. In Amerika wird sie bereits praktiziert. Jetzt möchte er hinreisen, sich die hauptsächlichsten Maschinen ansehen, um sie dann in der Schweiz zu kopieren. Ich stecke ihn zuerst ein halbes Jahr in mein Geschäft. Bewährt er sich, finanziere ich ihm die Reise und richte ihm, wenn die Pläne, die er zurückbringt, brauchbar sind, die Fabrik ein. Tipptopp. Er wird Direktor und ist ein gemachter Mann. Machen Sie etwas Ähnliches, Herr Doktor – auf philosophischem Gebiet!»

Es ist nach Antrittsvorlesungen üblich, dass die Herren Professoren mit dem jungen Dozenten einige freundliche Worte wechseln. Professor Dienstag hatte Lioba bei jenem Anlass die Hoffnung

ausgedrückt, in ihm einmal einen ebenso vollendeten Dozenten begrüßen zu können, wie er ihn bis jetzt in seinen Vorlesungen als vollkommenen Hörer geschätzt habe. Lioba hatte damals diese Äusserung als zweifelhaftes Kompliment gebucht, obschon vollkommener Hörer zu sein für jeden Geistesarbeiter ein hoher Ehrentitel ist. Lioba durfte sich für einen guten Hörer halten, aber es war ihm schwer geworden, die diffusen Herzensergiessungen des Herrn Rappold nicht zu stoppen. Er hatte mehrmals abwehrend die Hand erhoben. Ohne Erfolg. Nun war es genug.

« Herr Rappold », unterbrach ihn Lioba, « als ich heute mittag zu Ihnen kam, um mich als Verlobter Miggis vorzustellen, setzten Sie mir Ihre Pläne über die Zukunft der Gefizag auseinander. Jetzt, wo ich in einer geschäftlichen Angelegenheit vorspreche, versuchen Sie mich als abgewiesenen Liebhaber zu trösten. Bitte betrachten Sie mich augenblicklich nur als verantwortlichen Verwaltungsrat der Gefizag! »

Das Gesicht Rappolds verlor die Gutmütigkeit.

« Sie haben mir Ihre Absichten auf den Cäcilienhof auseinandergesetzt und ohne weiteres angenommen, dass ich mich bereit erklären werde, für den Verkauf des Hauses an Sie zu stimmen. »

« Klar, was weiter? »

« Ich habe mir die Sache überlegt und bin zu dem Schlusse gekommen, dass ich im Interesse der Gesellschaft den Verkaufsvertrag nicht befürworten kann. »

Das schwere Haupt Rappolds versteifte sich.

« Dummes Zeug », stiess er hervor, « wer kennt das Liegenschaftengeschäft, Sie oder ich? Überhaupt, Sie wissen genau, dass Sie im Verwaltungsrat der Gefizag sitzen, um meine Interessen zu vertreten. Geben Sie mir nicht an, dass Sie dumm genug sind, um je geglaubt zu haben, dass ich Sie Ihrer geschäftlichen Routine wegen für diesen Posten bestimmte. Hier gibt es nichts zu stän- kern! »

« Ich weiss, dass Sie mich auserkoren haben, den Strohmann zu spielen. Es wäre damals meine Pflicht gewesen, diese Zumutung zurückzuweisen. Ich habe es versäumt. Schlimm genug. Um so deutlicher ist meine Aufgabe jetzt, wo es darauf ankommt, nicht die Puppe zu sein, für die Sie mich halten! »

Rappold lächelte verächtlich.

« Ich erinnere Sie an die Bestimmung unseres Vertrages, nach der Sie verpflichtet sind, mir die Aktien jederzeit auf Verlangen zurückzugeben. »

« Wenn ich es nicht vorziehe, sie mit Fr. 20,000.— bar zu bezahlen. »

« Sie wissen genau, dass diese Aktien für Sie weder Fr. 20,000.— noch Fr. 10,000.—, noch überhaupt etwas wert sind. »

« Ich weiss es, aber ich glaube auch zu wissen, dass diese für Sie einen Betrag repräsentieren, der bedeutend höher liegt. »

Die Geduld Rappolds war erschöpft. In ehrlicher Empörung stand er auf.

« Dass ich Sie je für einen Mann gehalten hätte, wäre vielleicht übertrieben, aber ich habe Sie doch wenigstens stets für einen Ehrenmann gehalten. Was ich jetzt von Ihnen hören muss, grenzt an Erpressung. Ich schreibe es vorläufig noch dem Umstand zu, dass Sie nicht ganz bei Trost sind. Nehmen Sie ein kaltes Bad, und morgen vormittag geben Sie mir entweder den unzweideutigen Bescheid, dass Sie dem Verkauf zustimmen werden, oder ich schicke Ihnen um 11 Uhr einen Ausläufer, der die Aktien abholt gleichzeitig mit Ihrem Rücktrittsgesuch als Verwaltungsrat. »

* * *

Lioba fand auf seinem Zimmer einen Rollmops vor, eine Stiftung des Mannli. Die Kanne mit stark gesüsstem Kamillente, welche unter dem bauschigen Kaffeewärmer immer noch dampfte, legte er richtig als eine mütterliche Geste von Frau Schüepp aus. Er verschlang den einen und leerte die andere bis auf den letzten Tropfen. Dann legte er sich nieder. Er hatte die gesunde Gewohnheit,

wichtige Entscheidungen im Bette zu treffen.

Lioba erinnerte sich genau: Schon bei der letzten Verwaltungsratssitzung war ihm die brüske Art aufgefallen, mit der Rappold seinen Vorschlag, den Cäcilienhof umbauen zu lassen, begründete. Nicht umsonst hatte der Schwager Rappolds nur zögernd zugestimmt. Die Idee war gesund gewesen. Daran lag es nicht, aber es steckte ein Haar in dieser Suppe. Ob Rappold schon zu jenem Zeitpunkt beabsichtigte, auf diese Weise mit dem Cäcilienhof ein gutes Geschäft auf seine alleinige Rechnung zu machen, wusste er nicht. Ihm zuzutrauen war es schon. Und wenn es zutraf, wäre das immer noch kein Verbrechen gewesen. Warum sollte Rappold schliesslich die Früchte seiner Ideen nicht selbst einheimsen! Es war auch denkbar, dass Rappold damals noch gar nicht daran dachte, die Liegenschaft an sich zu ziehen. Aber ausgeschlossen schien es ihm, dass sich Rappold mit seinen Plänen wirklich so verrechnet hatte, wie er angab. Ein Umbau kann mehr kosten, als ursprünglich angenommen wird, das ist leicht einzusehen. Wenn sich eine Professorenwitwe für den Lebensabend einen Ruhesitz bauen lässt, ist es mehr als wahrscheinlich, dass die wirklichen Ausgaben den Voranschlag um einen Betrag übersteigen, welcher der Witwe nicht mehr viel von der erwarteten Ruhe übrig lässt. Nur war Rappold keine Professorenwitwe. Er hatte sein Vermögen zum grossen Teil durch die Erstellung von Neubauten und den Handel von Liegenschaften erworben. Er war der letzte Mann, um die Kosten für einen Umbau nicht von vornherein hoch genug einzuschätzen. Dass die Mieterfirma schlecht stand und trotz dieser Lage, gleichsam als Betäubungsmittel, noch grosszügige Verträge auf eine lange Zukunft abschloss, wäre zu verstehen. Jedoch unwahrscheinlich war, dass sich Rappold vor dem Vertragsabschluss nicht gründlich über die finanzielle Lage der Firma informierte. Und am allerunwahrscheinlichsten, dass er, wenn

er wirklich zur Überzeugung gekommen wäre, dass das Geschäft faul sei, nun selbst das Opfer auf sich nähme. Das war nicht Rappold. Er billigte ihm alle möglichen rechten Eigenschaften zu, aber ein Philantrop war er nicht. Wenn Rappold den Cäcilienhof kaufen wollte, dann bestimmt nur, weil er das für ein gutes Geschäft hielt. Vielleicht war die finanzielle Lage der Mieterfirma zur Zeit wirklich schlecht. Warum nicht? Aber dann wusste eben Rappold, dass eine Sanierung nicht nur möglich, sondern bereits beschlossene Sache sei.

Und wenn der Vertrag eingehalten wurde? Dann verzinst sich der Cäcilienhof statt wie bisher zu 6 % bei einem investierten Kapital von 500,000 Franken, zu 8 % bei einem Kapital von 800,000 Franken. Die Spesen für Zinsendienst und Unterhalt betrugen nicht mehr als 6 %. Die restlichen 2 % von 800,000 Franken, also 16,000 Franken verblieben der Gefizag als Gewinn. Die Gesellschaft, die bis heute noch nie eine Rendite aufgewiesen hatte, konnte auf ihr Aktienkapital von 100,000 Franken 15 % Dividende bezahlen. Die Aktien erhielten somit zukünftig einen Kurswert von 300,000 Franken. Und sein Aktienanteil von nominell 20,000 Franken war, statt wie bisher überhaupt nichts, plötzlich 60,000 bare Franken wert. Sollte er die Aktien wirklich behalten? Und dafür seinen gesamten Wertschriftenbestand, der ihm noch geblieben war, veräussern? Das wäre gespielt. Er musste diese eiserne Reserve unangetastet lassen, schon Miggis wegen. Um so mehr, als die Aktien nur solange den errechneten Wert behielten, als Rappold sich nicht durch irgendwelche Schliche auch ohne ihn die nötige Mehrheit verschaffte. Nein, es war unverantwortlich, den Coup zu wagen.

Diese Überlegungen und Berechnungen, die er stets aufs neue anstellte, und deren Resultate er immer wieder verwarf, hinderten Lioba nicht, schliesslich einzuschlafen. Aber es war ein unruhiger Schlaf. Plötzlich erwachte er jäh. Er hatte

das Gefühl, nicht allein in seinem Zimmer zu sein.

Wenn er einen Mann mit einer Pistole in der Hand auf dem Bettrand hätte sitzen sehen, wäre er weniger erschrocken. Die Erscheinung, um die es sich hier handelte, hatte weder Fleisch noch Bein. Sie trägt in der zuständigen Literatur den Namen Präsenz. Er wusste, dass es da nichts zu sehen gab. Trotzdem drehte er die Lampe auf seinem Nachttisch an. Er hatte nicht erwartet ein Gespenst zu sehen, und er sah kein Gespenst. Aber immer noch fühlte er sich gebannt. Nur wusste er jetzt, dass es sich um keine gefährdende Anwesenheit handelte. Er liess seine Blicke suchend durch das Zimmer wandern. Sie blieben an dem Bilde der jüdischen Grossmutter haften, das über seinem Schreibtisch hing. Er hatte das Portrait seit Monaten kaum anders als oberflächlich beachtet. Nun war es ihm, wie wenn die üppige Dame ihn mit sonderbar aufmerksamen Augen betrachten würde. Merkwürdig, wie ihn diese dunkeln Augen fixierten! Als ob sie ihm etwas zu sagen hätten.

Behalte die Aktien, fuhr es ihm durch den Sinn. Verkaufe die Wertschriften! Ja, er würde es tun. Nach diesem Entschluss blickte er wieder auf das Bild. Über den vollen Lippen der Matrone schien ein Lächeln zu schweben.

Am andern Morgen begab sich Lioba auf seine Bank, und es gelang ihm, seinen gesamten Titelbestand, Marokko und Chile inbegriffen, mit 20,000 Franken belehnt zu erhalten. Als um 11 Uhr ein Ausläufer des Herrn Rappold bei ihm vorsprach, um die Aktien abzuholen, drückte ihm Lioba ein verschlossenes Kuvert in die Hand, das statt der Aktien einen gekreuzten Check über 20,000 Franken, auf Herrn Rappold lautend, enthielt. Schon nach einer halben Stunde läutete Herr Rappold an. Dieses Mal musste er nicht lange warten, bis ihn die Sekretärin verbunden hatte. Er war gleich selbst am Rohr.

« Was schicken Sie mir da, ich will kein Geld, ich will meine Aktien! »

« Es ist mein gutes Recht, die Aktien für 20,000 Franken zu erwerben. »

« Sie wissen so gut wie ich, dass diese Bestimmung in unserm Vertrag nur formaler Natur ist. Ich hätte Ihnen nie die Unverschämtheit zugetraut, mir die Rückgabe zu verweigern. »

« Das war Ihr Fehler. »

« Aber Sie müssen doch einsehen, dass die Papiere in Ihrem Besitz wertlos sind! »

« Diese Möglichkeit gebe ich zu, aber ich vermute, dass die Papiere für Sie einen Wert darstellen, der weit über 20,000 Franken liegt. Wir haben schon gestern darüber gesprochen. »

« Das heisst also, dass Sie mir die Aktien zu einem höheren Betrag wieder verkaufen wollen? »

« Mir pressiert es nicht. »

« Es ist auch besser so, sonst könnten Sie lang warten. Ich garantiere Ihnen, dass Sie für Ihre Aktien, wenn Sie mir dieselben nicht sofort zurückschicken, in 14 Tagen keinen roten Rappen mehr bekommen. Damit müssen Sie rechnen. »

« Und Sie müssen damit rechnen, dass ich Ihren Schwager heute noch darüber aufkläre, dass nur ein Dummkopf den Cäcilienhof zu den von Ihnen angegebenen Bedingungen an Sie verkauft. »

« Geschäft ist Geschäft, zugegeben. Aber ein so schmutziges Geschäft wie dieses habe ich meiner Lebzeit noch nicht getätigt. Nein, selbst ich nicht. Mit einem Menschen, der einer solchen Handlungsweise fähig ist, will ich nichts zu tun haben. Nur, um Schluss zu machen, verstehen Sie mich, einzig aus diesem Grunde, bin ich bereit, für Ihre Aktien 10 % mehr zu bezahlen. »

« Kommt nicht in Frage. »

« Sagen wir 25,000 Franken. »

« Ausgeschlossen. »

« 30,000 Franken. »

Lioba hielt den Atem an. Er stellte sich in Gedanken die gute jüdische Grossmutter vor, die ihn in der letzten Nacht beraten hatte.

« Zu wenig », antwortet er.

« Ja, aber Mensch, was wollen Sie denn? »

Wieder suchte er bei seiner Schutzpatronin Hilfe.

« 50,000 Franken », verlangte er.

« Sie sind total wahnsinnig geworden. Ich schicke Ihnen Ihren Check und 10,000 Franken dazu. Damit basta, fertig. »

Die Verbindung war unterbrochen. Lioba fiel kraftlos in das Stühlchen, das neben dem Telephon stand. Sollte er? Sollte er nicht? Das Bild der Grossmutter stieg in ihm auf. Sie wiegte den Kopf, einmal nach rechts, einmal nach links: Nebbich, sagte sie.

Den Ausläufer des Herrn Rappold, der ihm seinen Check und dazu zehn Tausendernoten überbringen wollte, schickte er gleich wieder zurück.

« Herr Rappold kennt meine Bedingungen. »

Eine Stunde später sprach der Ausläufer wieder vor. Lioba entnahm seinen Check und gab ihm die Aktien mit. Aber auch den Check Rappolds, lautend auf 30,000 Franken, legte er wieder bei, begleitet von dem folgenden Brief:

Sehr geehrter Herr Rappold,

Wie Ihnen die Beilage zeigt, haben Sie sich damals, als Sie mich zum Verwaltungsrat der Gefizag machten, weil Sie mich für unfähig hielten, Ihr Vertrauen zu missbrauchen, nicht geirrt. Ich hatte nie im Sinne, Geld aus Ihnen herauszulocken. Aber geirrt haben Sie sich, wenn Sie glaubten, dass ich dumm genug sei, um nicht zu merken, worum sich dieses Geschäft mit dem Cäcilienhof dreht. Die Geringschätzung, die darin lag und welche Sie mir anlässlich der loyalen Ankündigung meiner Verlobung mit Miggi deutlich genug zu verstehen gaben, war für mich unerträglich.

Miggi und ich werden heiraten, mit oder ohne Ihre Einwilligung. Wenn es ohne Ihre Einwilligung sein muss, dann wollte ich Ihnen doch bewiesen haben, dass ich auch in jenem Fach, das Ihr Hauptgebiet ist, und das mir ausserordentlich fern liegt, nicht der Strohkopfbirn, für den Sie mich halten. Sollte es mir gelungen sein, wenigstens in dieser

Beziehung Ihre Achtung gewonnen zu haben, an der mir, da Sie doch mein zukünftiger Schwiegervater sind, ausserordentlich liegt, so ist für mich der Zweck dieses Aktienhandels voll erfüllt.

Ihr Jean Lioba,
Priv.-Doz.

Beilagen:

20 Aktien Nrn. 32–51 der Gefizag,
1 Check über 30,000 Franken.

NB. Vielleicht haben Sie die Liebenswürdigkeit, mir gelegentlich die Bestätigung für die übersandten Aktien und gleichzeitig meine Entlastung als Verwaltungsrat der Gefizag zukommen zu lassen.

Mit den freundlichsten Grüssen

Jean Lioba.

* * *

Lioba spazierte am Quai des Zürichsees auf und ab. Die Berge waren da, aber in den Dunst edler Zurückhaltung gehüllt. Ein leichter Ostwind bewegte das Wasser und brachte Kühlung. Lioba sollte Miggi erst um 6 Uhr treffen. Die Zeit wurde ihm nicht lang. Er musterte wohlgefällig die frischen jungen Mädchen, die mit ihren Badeköfferchen an ihm vorbei flitzten, die unternehmungslustigen Burschen, die ihnen gern gefolgt wären, es aber doch nicht wagten, die mütterlichen Frauen, die sich nach Hause aufmachten, um das Nachessen herzurichten und die tüchtigen Männer, die für einmal leichtfertig ihre Bureaux eine Stunde zu früh verlassen hatten, um vor dem Abendbrot noch etwas Luft zu schöpfen.

Lioba überlegte sich, ob er nicht für eine halbe Stunde ein Ruderschifflein bei Frau Müller-Gonzenbach mieten sollte, welche vom Floss aus mit dem Feldstecher wohlgefällig ihre Segelboote kontrollierte, die von stolzen, aber ungeübten Händen gesteuert, den See durchquerten. Da sah er die anmutig runde Gestalt des Herrn Erziehungsdirektors vor sich. Er wäre an seinem Chef mit einem stummen, ehrfurchtsvollen

Grüsse vorübergegangen, obschon er durch die freundliche Vermittlung Frau Rappolds den Vorzug seiner persönlichen Bekanntschaft genoss. Aber der Herr Erziehungsdirektor machte ein so einladendes Gesicht, dass er stehen blieb.

«Ich habe mich in der letzten Zeit viel mit Ihnen beschäftigt, Herr Doktor.»

Lioba zeigte alle Zeichen interessierter Überraschung, die sein Gesprächspartner für diese ehrende Anteilnahme erwarten durfte.

«Sie wissen ja, wir suchen für Ihre Fakultät einen neuen Professor. Man wünscht, dass es ein Schweizer sei.»

«Unbedingt.»

«Darin sind alle einig. Wir leben in Zeiten der Erneuerung.»

«Und Verjüngung.»

Der Herr Erziehungsdirektor blinzelte vergnügt.

«Ja, früher haben sich unsere Privatdozenten, wenn sie Professoren werden wollten, einen Bart wachsen lassen, um älter zu erscheinen. Heute, wie man sieht, lassen sie ihn schneiden, um ihre Jugend zu betonen. Also ein Schweizer. In dieser Beziehung sind die Meinungen ungeteilt. Aber welchen Schweizer? Die Empörung ist immer schon gross gewesen, wenn man sich für einen Ausländer entschieden hat. Man vernachlässige unsern akademischen Nachwuchs, hat es geheissen. Aber sobald man an die Musterung der nationalen Kandidaten geht, wäre man versucht, zu glauben, dass dieser Nachwuchs überhaupt nicht existiert, oder zum mindesten, dass er spärlich gesät ist.»

«Ich bin bei aller Bescheidenheit Ihrer Meinung», antwortete Lioba lächelnd, «die, wenn ich Sie richtig verstehe, dahin geht, dass für die Vakanz in unserer Fakultät nur ein Kandidat ernstlich in Frage kommt.»

«Sie?»

«Ich.»

«Man ist auf Sie gestossen, obschon man, ganz offen gestanden, daran Anstoss nimmt, dass Ihre wissenschaftliche Produktion noch etwas spärlich ist. Sie

wissen ja, das Vorschlagsrecht liegt bei den Herren der Fakultät.»

Die hohe Stirne des Privatdozenten verdüsterte sich.

«Meine Arbeit ist umfangreicher als man weiss. Nur ist sie leider zum grössten Teil in philosophischen Fachzeitschriften zerstreut, die, wie es scheint, selbst jenen Kreisen unbekannt bleiben, für die sie bestimmt sind. Man überliess mir Separatabzüge als Ersatz für das Honorar. Ich stelle Ihnen die Aufsätze gern zusammen. Sie liegen noch alle bei mir.»

Der Herr Erziehungsdirektor überhörte dieses Angebot.

«Ich entschuldige Ihre bisher mangelhafte Produktivität mit dem Umstand, dass Sie Schweizer sind.»

«Urschweizer.»

«Schweizer, die oftmals erst in einem vorgerückten Alter, aber dafür dann gleich mit einem Meisterwerk, an die Öffentlichkeit treten.»

Lioba nickte verschämt.

«Ich erhoffe es im Interesse der Universität», seufzte der Magistrat, «in Ihrem Interesse und in letzter Linie auch ein wenig in dem meinen. Man hat in der letzten Zeit schwere Sorgen mit seinen Professoren.»

«Also darf ich glauben, gewählt zu werden?»

«Die Glaubensfreiheit ist vorderhand durch unsere Verfassung garantiert.»

«Darf ich mit der Ernennung rechnen?»

«Keineswegs, wir haben uns hier nur ganz hypothetisch und von Mensch zu Mensch unterhalten.»

«Aber ich darf doch darauf hoffen?»

«Ich sage nicht nein.»

«Bestimmt darauf hoffen?»

«Wenn Sie meine ganz private und unverbindliche Meinung interessiert, ja.»

Als Lioba punkt 6 Uhr unter der Uhr am Bellevueplatz stand, sah er Miggi allen Regeln der Verkehrspolizei für Fussgänger zum Trotz, zwischen den fahrenden Wagen über die Theaterstrasse auf ihn zu rennen. Sie fasste ihn am Arm und zog ihn in der gleichen selbst-

mörderischen Weise über die Strasse zurück zu ihrem Wagen.

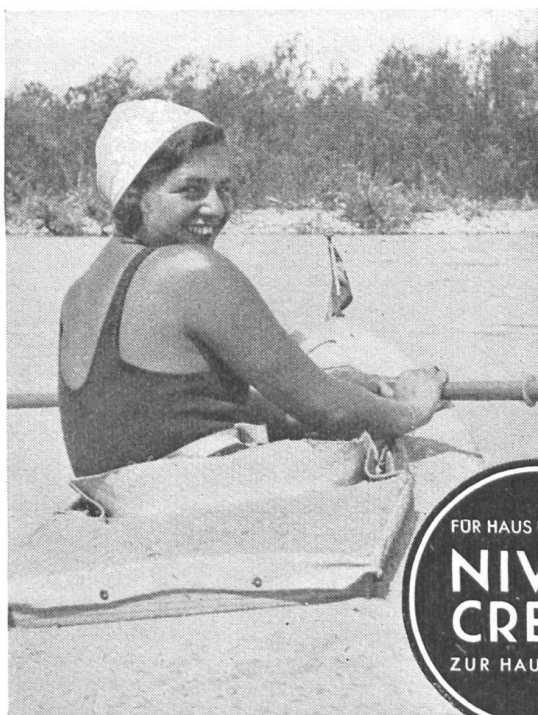
Im Hause Rappolds fing Frau Rappold Lioba ab. Sie zog ihn allein in eine Ecke.

« Verzeihen Sie, dass ich je an Ihr uneheliches Kind geglaubt habe », flüsterte sie, « aber selbst, wenn ich gehört hätte, dass Sie Vater von vier unehelichen Kindern gewesen wären, so würde das mein Vertrauen in Sie nicht erschüttert haben. Ich hätte gewusst, dass Sie ausschliesslich aus hohen ethischen Grundsätzen zu ihnen gekommen wären. »

Lioba gelobte sich, alles, was an ihm lag, zu tun, um diese arme Frau zum mindesten zu einer glücklichen Grossmutter zu machen. Dann stand er vor Rappold.

« Sie haben mir da keinen schlechten Streich gespielt », knurrte dieser, « ich hätte Ihnen diese Scharfsicht nie zuge-
traut. Obschon Sie sich immer noch um

10,000 Franken verrechnet haben, die Aktien sind für mich glatt 60,000 Franken wert. Aber so genau will ich das nicht nehmen. Ich habe nochmals mit Miggi gesprochen. Sie hat einen harten Kopf, genau wie ich. Es ist nichts mit ihr anzufangen, und so werde ich euch euren Willen schliesslich lassen müssen. Nur mit dieser Privatdozentsache, das ist doch eine aussichtslose Geschichte. Sie geben es selbst zu, nicht? Und nun, nachdem Sie mir bewiesen haben, dass Sie auch in ernsten Dingen nicht auf den Kopf gefallen sind, wie wäre es da, wenn Sie die Philosophie an den Nagel hängen würden und versuchten, sich langsam in mein Geschäft einzuarbeiten? Nicht als Direktor selbstverständlich. Bilden Sie sich das nur ja nicht ein! Auch nicht als Volontär, der kommt und geht, wann er will. Nein, so eine Art Lehrling müssten Sie sein, ein besserer Lehrling, und in mir hätten Sie einen strengen Lehrmeister, darauf müssen Sie sich



Nivea-Creme: Dosen Fr. o. 50, 1.20 und Fr. 2.40
Tuben Fr. 1.- u. 1.50 / Nivea-Öl: Fr. 1.75 u. 2.75
Schweizer Fabrikat / Hergest. d. Pilot A.-G., Basel

Natürlich bräunen durch **NIVEA**

Das ist doch das Schönste! Denn mit Nivea richtig sonnenbaden, richtig freiluftbaden, das ist erholsam und erfrischend; das ist auch eine Wohltat und für Ihre Haut eine richtige Pflege. Und es bedeutet überdies verstärkten Schutz gegen Sonnenbrand.



Mit **NIVEA** in
Lüft und Sonne

Aber stets vorher einreiben,
nie mit nassem Körper sonnen-
baden und das Einreiben
nach Bedarf wiederholen!

Wertvolle Bücher

Das ernste Buch

Mea culpa

Ein Bekenntnis von Alfred Birsthaler, 343 Seiten, 3. Auflage. Preis gebunden **Fr. 7.50**

Es handelt sich in diesem Buche um nichts Geringeres als das nicht nur ergreifende, sondern in jeder Beziehung glaubhafte Memorium eines lebenslänglichen Zuchthäuslers, der die Strafanstalt nach seiner Begnadigung als an seiner Schuld und der zur Sühne werdenden Besinnung zu tiefster Weisheit gereifter Mann verlässt.

Das lustige Buch

Die Welt ist so schlecht, Fräulein Betty

Ein fröhliches Buch von Richard Zaugg

2. Auflage

Preis gebunden **Fr. 4.80**

Ein neuer Schweizer Humorist. — Der Humor Richard Zauggs ist ursprünglich, denkbar unkonstruiert und voll lachender Lebensweisheit. Einen ganz besondern Reiz verleiht dem Buche der Umstand, dass seine Gestalten unsern schweizerischen Verhältnissen entnommen sind und wir sie alle zu erkennen glauben: Das lebenslustige Warenhausmädchen, den gutmütigen Strassenwischer, den unterdrückten Pultchef, die energische Waschfrau und das vorwitzige Professorentöchterchen.

Das amüsante Buch

Der Schweizerische Knigge

Ein Brevier für zeitgemässe Umgangsformen
Von Vinzenz Caviezel

4. Auflage, Goldfolienumschlag, Preis **Fr. 3.50**

Es wäre vielleicht gut, wenn der unterhaltsame schweizerische Knigge in allen Rekrutenschulen, Haushaltungsschulen, Konfirmandenunterricht, Fortbildungsschulen und eidgenössischen und kantonalen Parlamenten gratis und franko verteilt würde.

Thurgauer Zeitung

Schweizer - Spiegel - Verlag Zürich

Schmidt Flohr

A. Schmidt-Flohr A.S. Bern Pianos u. Flügel

Vertreter auf allen grössern Plätzen

gefasst machen. Aber mit den Jahren, wenn Sie sich gut anlassen — »

Lioba lächelte.

« Ich weiss nicht, was es da zu lachen gibt. »

« Herr Rappold, ich denke nicht daran, die Philosophie aufzugeben, und in Ihr Geschäft einzutreten. Weder als Lehrling noch als Generaldirektor. »

« Ganz wie Sie wollen », sagte Herr Rappold gekränkt, « ich dachte mir nur, Sie wären mir dankbar, wenn ich Ihnen Gelegenheit gebe, es unter Umständen auf praktischem Gebiet zu etwas zu bringen. »

Lioba stieg das Blut in den Kopf.

« Sie befinden sich in einem grossen Irrtum, Herr Rappold, wenn Sie glauben, dass sich der Philosoph von den praktischen Problemen abwendet, weil er ihnen nicht gewachsen ist. Im Gegenteil, der Philosoph verachtet es, sich mit den praktischen Problemen auseinanderzusetzen, weil sie für ihn zu leicht sind. »

Lioba hatte die letzten Worte mit erhobener Stimme gesprochen. Sein Pathos schien ihm nachträglich doch etwas zu stark. Er lächelte Rappold versöhnlich an.

Herr Rappold schmunzelte.

« Ich sage immer, dass es gut sei, wenn ein Mann von seinen eigenen Qualitäten überzeugt ist. Vielleicht ist es besser, wenn Sie bei Ihrem Leisten bleiben. Die praktischen Probleme könnten für Sie wirklich zu leicht sein und mein Geschäft könnte darunter leiden. Im übrigen habe ich, damit Sie meinen guten Willen sehen, bereits meinen Check an Ihr Konto überweisen lassen, auszahlbar am Tage Ihrer Hochzeit. »

* * *

Frau Schüepp war sehr stolz darauf, dass ihr Mieter Lioba die Hochzeitsnacht in der Pension verbringen wollte. Sie liess es sich nicht nehmen, das junge Paar zu erwarten. Als die Beiden gegen Morgen leise durch den dunkeln Gang schlichen, blitzte das elektrische Licht auf. Die übernächtiige Frau Schüepp

stürzte sich auf Miggi zu und streute ihr eine halbe Hand voll Kochsalz auf die Schuhe.

« Nützt es nichts, so schadet es nichts », sagte sie, « und wer weiss, ob es bei mir nicht besser herausgekommen wäre, wenn mir einer Salz gestreut hätte! Ich hatte einen aufgeregten Abend. Sie kennen den Herrn Berkel. Der junge Mann hat einen guten Eindruck auf mich gemacht, weil er einen Vorschuss bezahlt hat. Aber bei den 100 Franken ist es geblieben. Ich hätte ihn also sowieso früher oder später hinauswerfen müssen. Aber jetzt stellen Sie sich vor, heute Nachmittag kommt eine Frau Knell zu mir. Ob der Herr Berkel, der bei mir wohnt, das Zimmer bezahlt? Das geht sie gar nichts an, sage ich, aber wenn sie es unbedingt wissen wolle, nein. Ihr sei er auch noch schuldig, eine Anzahlung habe er zwar gemacht, aber nur, um auszuziehen, obschon sie es nicht um ihn verdient habe. Sie nehme lieber kein Blatt vor den Mund. Etwas sei daran schon wahr. Der Bursche fehle ihr. Aber das wäre ein Vorschlag zur Güte: Ich müsse ihr versprechen, Berkel noch heute Nacht hinauszustellen und ihm mit der Klage drohen wegen Kreditschädigung. Sie sage dann, sie klage auch, wenn er nicht wieder kommt. Und von dem, was er mir schuldig sei, trage sie dann die Hälfte, wenn er nur kommt. Da konnte ich nicht nein sagen. Wenn man helfen kann, ist die Frau Schüepp immer dabei. Am Abend ist die Knell dann wieder gekommen. Zuerst hat er etwas gebrüllt, und sie hat geweint, aber schliesslich ist er doch mit ihr fort. Sie hat ihm noch selber die Koffern gepackt, und ein roter Radler hat sie abgeholt. Und auch noch ein Päckli ist für Sie gekommen, Herr Doktor. Es liegt auf dem Waschtisch. »

Miggi öffnete das Paket, das eine silberne Zuckerzange enthielt und einen Brief, den sie Lioba übergab.

Sehr geehrter Herr Doktor,

Ich habe die freudige Nachricht schon im « Tagblatt » gelesen und jetzt das



**Ihre Zunge warnt Sie
vor dem Film auf den Zähnen**

Mit der Zunge werden Sie einen schlüpfrigen Belag auf Ihren Zähnen wahrnehmen. Das ist der Film. Er bildet sich unausgesetzt, nimmt Flecken auf und beherbergt Bakterien. Um den Zahnverfall zu bekämpfen, müssen Sie den Film jeden Tag entfernen.

Veraltete Methoden entfernen den Film nicht. Deshalb empfehlen die Zahnärzte nachdrücklich die Film-entfernende Zahnpasta Pepsodent. Pepsodent ist unschädlich; das spezielle Reinigungs- und Poliermaterial, welches darin enthalten ist, ist zweimal so weich wie diejenigen Materialien, die gewöhnlich verwendet werden. Zu gleicher Zeit als Pepsodent den Film entfernt, poliert es die Zähne gründlich und wirksam.

Pepsodent ist einzig in bezug auf Film-entfernende Eigenschaften. Es gibt den Zähnen den natürlichen Glanz zurück.



Pepsodent
TRADE MARK
THE PEPSODENT CO.

8

**GEBRAUCHEN SIE PEPSODENT
ZWEIMAL TÄGLICH -**

**SUCHEN SIE IHREN ZAHNARZT
ZWEIMAL JÄHRLICH AUF**



und legen Sie sich einen Rettungsring bereit, der Sie bei einem Unfall wirtschaftlich über Wasser hält



Zürich, Mythenquai 2, Telefon 52650

Datum von Berkel erfahren, welcher – o Glück – hie und da am Abend wieder im «Harnisch» bei mir verkehrt. Er hat mich ganz aufgeklärt, wie alles ein Irrtum gewesen ist und er doch lieber verzichtet hat. Er hätte sich mit dem Gelde doch nicht wohl gefühlt. Bei Ihnen ist es anders, Sie sind es gewohnt. Meine herzliche Gratulation! Ich wäre gerne in die Kirche gekommen, aber erstens wusste ich nicht wo, und dann hätte ich sowieso nicht fort können, weil die Frau den Mumpf bekommen hat, was doch eine Säuglingskrankheit ist, und sie mit ihren 60 Jahren! Also nochmals alles Gute!
Ihre werthe Clara.

* * *

Der Taxi, der das junge Paar auf den Bahnhof bringen sollte, stand vor dem Hause. Der Abschied von Frau Schüepp lag hinter ihnen. Das Mannli hatte den letzten Koffer ächzend im Wagen verstaут. Miggi und Lioba waren zur Abfahrt bereit. Da öffnete sich im dritten Stock ein Fenster. Frau Schüepp lehnte den vollen Oberkörper weit hinaus. Die Ärmel ihres chinesischen Morgenrockes flatterten im Wind.

«Halt», rief sie, «Herr Doktor, halt! Ich habe Ihnen ja die Geschichte mit dem Regulator noch nicht fertig erzählt.»

«Was hat sie noch nicht erzählt?» fragte Miggi.

Zum erstenmal in ihrer Ehe beachtete Lioba eine Frage seiner Gattin nicht. Er erhob sich, hielt die Hand an den Mund und rief Frau Schüepp zu:

«Ich verzichte auf die Geschichte mit dem Regulator.»
E n d e.

Der humoristische Roman von Richard Zaugg „Jean Lioba, Priv.-Doz., oder die Geschichte mit dem Regulator“, der bei unsern Lesern begeisterten Anklang gefunden hat, erscheint in nächster Zeit in Buchform. Der Preis in Ganzleinen beträgt Fr. 5.80. Daneben erscheint eine einmalige, numerierte, auf echt Japanpapier gedruckte und vom Autor signierte Vorzugsausgabe von 100 Exemplaren in Halbleder gebunden zum Preise von Fr. 15.—. Subskriptionen nehmen jede Buchhandlung und der Schweizer Spiegel-Verlag entgegen.